

Letzter Wille

Dürfen Mediziner ihren Patienten beim Suizid helfen, wenn deren Leben durch Krankheit zur Folter geworden ist? Die Geschichte eines planvollen Sterbens – und einer großen Liebe.

Von Charlotte Frank

Berlin – Wenn Claus Koch besonders zärtlich sein wollte zu seiner Frau, dann verfiel er ins Sie. Das war ein Ausdruck von Haltung für ihn, einer sehr altmodischen, die Liebe und Respekt nicht einen Moment lang voneinander trennen kann. Immer, wenn Claus Koch etwas wirklich wichtig war im Leben, hat er dazu eine Haltung eingenommen. Also verfiel er am 26. Oktober 2010 wie von selbst ins Sie, als er seine Frau zu sich rief. „Mein Coco“, sagte er, „ich werde Sie alleine lassen.“ Es war ein Dienstag, ein sonniger Abend im Herbst. Es war der Tag, an dem Claus Koch beschloss, mit dem Sterben anzufangen.

Die Frau, die er Coco nannte, achtet sehr auf diese Formulierung: „Mit dem Sterben anfangen“. Kerzengerade und schön wie eine Primaballerina sitzt sie, Anne Morneweg, in einem tiefen Ledersessel, die Beine übereinandergeschlagen, die Traurigkeit, die Worte und natürlich die Haltung streng kontrolliert. Sie sagt also nicht „mit dem Leben aufhören“. Das zu vermischen, wäre für sie so ungehörig, wie Sie und Du durcheinanderzubringen, denn sterben, sagt sie, „ist doch ein Teil des Lebens“. Aus ihrer Sicht hörte Claus Koch, 81 Jahre alt, am 26. Oktober also keinesfalls mit dem Leben auf. Nur mit dem Essen und Trinken. Acht Tage später war er tot.

So enden Geschichten normalerweise. Mit dem Tod ist Schluss, vor allem, wenn man wie Claus Koch nicht religiös ist. Koch war ein großer Philosoph und Publizist, und wer ihn je gelesen oder gehört hat, der weiß, dass er an alles Mögliche glaubte, aber nicht an Gott oder daran, dass es nach dem Tod weitergeht. Und doch geht ausgerechnet seine Geschichte weiter. Sie ist heute, ein halbes Jahr später, aktueller denn je. Denn Claus Koch, der Denker, hatte auch dieses Mal alles durchdacht. Also hatte er Helfer beim Suizid: zum einen seine Frau, Anne Morneweg, und seine Tochter Ariane, die eigens aus Frankreich angereist war. Der andere Helfer war ein alter Freund von ihm, Michael de Ridder. An dieser Stelle wird Claus Kochs Tod politisch. Denn de Ridder ist Arzt. Einer, der dafür kämpft, dass Mediziner ihren Patienten in Extremsituationen beim Suizid helfen dürfen.

Das dürfen sie aber nicht. Oder doch? Bis heute ist das unklar: Das Strafrecht verbietet die Beihilfe zum Suizid nicht, sofern klar ist, dass der Sterbewillige frei verantwortlich handelt. Das Landesrecht hingegen untersagt sie Ärzten – zumindest theoretisch. Denn bisher handelte es sich bei dem Verbot nur um eine Auslegung der Berufsordnung, und die Bundesärztekammer betonte stets, dass noch nie ein Mediziner für die Suizidbeihilfe bestraft wurde. Nun will sie härter durchgreifen: Auf dem Deutschen Ärztetag, der am Dienstag in Kiel beginnt, plant sie, ein ausdrückliches Verbot des assistierten Suizids durchzusetzen.

Es gibt gute Gründe dafür. Nicht nur Ärzte fürchten sich vor einer Gesellschaft, in der Leben nur noch im Vollbesitz der körperlichen Kräfte wertvoll erscheint. Es gibt aber auch gute Gründe gegen ein Verbot: menschliche Schicksale. Krankheitsverläufe, die so grausam sind – oder Patienten, die so vehement die Behandlung ablehnen, dass selbst die Palliativmedizin nicht mehr helfen kann. Man muss lange suchen, um die Geschichten zu finden, die davon erzählen. Sie werden gehütet wie Geheimnisse, weil die Beteiligten Angst haben vor Urteil und Verurteilung. Sie wurzeln in tiefstem Vertrauen und sind Ergebnis eng verwobener Gewissensentscheidungen. So lassen sich auch die Geschichten von Michael de Ridder und Claus Koch nicht getrennt voneinander erzählen. Nur wer versteht, wie ein Mensch an den Punkt kommt, an dem er sich bei vollem Bewusstsein und frei von Depressionen oder Zwängen gegen das Leben entscheidet, nur der kann verstehen, wie ein Arzt sich dafür entscheidet, so eine Haltung zu unterstützen.

Berlin, die Stadt der Heimatlosen, so nannte Claus Koch den Ort, an dem diese Geschichten aufeinandertrafen. Michael de Ridder leitet dort die Rettungsstelle des Urbankrankenhauses in Kreuzberg. Und Anne Morneweg lebt noch immer in der gemeinsamen Wohnung in Wilmersdorf, die zu groß ist für sie alleine, aber fast zu klein für die vielen Bücher, die sie angesammelt haben über all die Jahre. Schon der Flur, durch den man ihr ins Wohnzimmer folgt, ist wie ein Tunnel in Claus Kochs Leben: An der Wohnungstür reihen sich Bände der Zeitschriften *Leviathan* und *Atomzeitalter* aneinander, die er geleitet hat; es folgen die Philosophen, die er studiert hat, die Sozialwissenschaftler, die er hinterfragt hat, und zuletzt, vor den tiefen Ledersesseln im Wohnzimmer, die französischen Romanciers, die er geliebt hat. Anne Morneweg ist Französin. Man sieht das an der mühelosen Eleganz der Pariserinnen, die sie sich mit ihren 78 Jahren bewahrt hat, und man hört das an der sanften Melodie, in der sie in den folgenden Stunden von ihrem Mann erzählt. Von seiner Liebe zum Leben und zu den Frauen und zu den schönen Dingen der Welt. Vor allem aber von seiner Liebe zur Freiheit, die er gelebt und gedacht hat bis in die letzte Konsequenz.

Sie nimmt Platz und zieht aus einer Mappe ein Papier, das, wie sie findet, viel erklärt von dieser Konsequenz. „Keine Grabstelle, keine Feierlichkeiten irgendwelcher Art, keine Benachrichtigungen von Verwandten, Freunden oder Institutionen“, steht dort in enger Schreibmaschinenschrift. Aber dann weiter: „soweit das nicht gesetzlich vorgeschrieben ist“. Anne Morneweg tippt auf diesen letzten Halbsatz. „Pflichten hat er akzeptiert“, sagt sie, „aber Konventionen hat er strikt abgelehnt.“ Pflichten haben ihm ja nur ein Verhalten vorgeschrieben – und nicht, wie Konventionen, eine Haltung dazu.

Anne Morneweg lacht: Sicher würde ja auch keiner glauben, dass sie heute Geburtstag hat, wo doch die Karten fehlen, der Kuchen und der Besuch, nur ein Strauß Maiglöckchen ziert den Tisch. Geburtstagsfeiern gab es nicht bei ihrem Mann. „Er hat oft Blumen mitgebracht, aber nie zu festen Tagen“, sagt sie. Er hat ihr Geschenke gemacht, aber nicht an Weihnachten. Er hat gefragt: „Mein Coco, habe ich Ihnen heute schon gesagt, dass ich Sie liebe?“, aber nicht am Valentinstag. „Wir brauchen so etwas nicht“, sagt sie. Das „Wir“ hat sie sich noch nicht abgewöhnt nach 50 Jahren mit Claus Koch und sechs Monaten ohne ihn.

Sie sagt zum Beispiel auch: „Wir führen ein Leben ohne Verträge – außer dem Vertrag, uns beim Sterben zu helfen.“ Sie und ihr Mann haben sich nie gebunden, sie

hatten keine Versicherung, kein Sparbuch, nicht einmal Rente bezieht Anne Morneweg; sie lebt bescheiden von einer Erbschaft. „Immer ohne Netz“, sie breitet die Arme aus, als würde sie seiltanzen. Das Leben mit Claus Koch war wohl auch so: schwindelerregend, erhebend, rauschhaft frei, und immer den Preis dafür vor Augen: den freien Fall.

Nur einmal hatte ihr Mann eine feste Anstellung, 1970, als er an der Freien Universität einen Planungsstab aufbauen sollte. Sie waren dafür mit den zwei Kindern von Frankfurt nach Berlin gezogen, aber dann ging es nur sechs Monate gut, Claus Koch ertrug die Zwänge nicht. Von da an arbeiteten beide wieder frei. Sie übersetzte und flog um die Welt, er streute seine Gedanken, in Hörsälen, im Hörfunk, in den großen und kleinen Blättern. Einmal schrieb er in dieser Zeitung vom schlimmsten Zwang, den er sich überhaupt vorstellen konnte: dem „erstickenden Lebenszwang“. Von einer Kultur, die röchle: „Lebt, lebt, lebt – und lasst jeden Sinn des Lebens fahren.“ Das war 2001, da war er schon ein kranker Mann.

Ein Martinshorn heult auf, dieses rücksichtslose Geräusch, das einen zur Seite springen lässt oder bremsen, weil man weiß: Jetzt geht es um Leben oder Tod. Man ist dann natürlich fürs Leben, unter allen Umständen. Umso seltsamer ist es, ausgerechnet in einem Büro, durch dessen Fenster alle paar Minuten ein Martinshorn tönt, nicht über das Lebensretten zu sprechen, sondern über den Lebenszwang. Aber für Michael de Ridder lässt sich das nicht trennen, nicht nach mehr als 20 Jahren als Internist und Notfallmediziner. De Ridder, der immer ein wenig aussieht, als hätte sich der Schauspieler Jack Nicholson mit Kittel und Seidenschal als Chefarzt verkleidet, hat ein geräumiges Büro mit Sitzecke und Sofa, und doch nimmt er hinter dem breiten Schreibtisch Platz. Distanz ist ihm wichtig; es soll bloß keiner versuchen, ihn für einen Standpunkt zu vereinnahmen.

Diese Vorsicht hat de Ridder zu einem ernstzunehmenden Gesprächspartner gemacht, nachdem er im vergangenen Jahr in dem Buch „Wie wollen wir sterben?“ seine Bereitschaft erklärt hatte, einer Patientin beim Suizid zu helfen. Was er schrieb, schockierte, weil es sich nicht dem Gebaren organisierter Eiferer vom Schlag des Hamburger Ex-Senators Roger Kusch zuschreiben und somit ignorieren ließ. Weil ihn Umfragen stützten, in denen plötzlich jeder dritte Arzt angab, er würde unter Umständen einem Todkranken beim Suizid helfen. Und weil de Ridder jedes Gespräch über dieses Thema mit dem Satz beginnt: „Ich sitze einer Stiftung für Palliativmedizin vor.“ Oder, wie an diesem Nachmittag: „Ich würde immer alles dafür tun, Patienten vom Wert der Palliativmedizin zu überzeugen.“

Erst nachdem er diese Einleitung wie einen Schutzwall vor sich errichtet hat, geht er auf das ein, was Claus Koch einst als Lebenszwang verurteilte. „Lebenszwang herrscht“, sagt de Ridder, „wenn das Leben mehr geschützt wird als der Patientenwille“. Wenn sich zum Beispiel Mediziner über Patientenverfügungen hinwegsetzten. „Einen friedlichen Sterbeprozess zu stören, zählt zu den größten Kunstfehlern eines Arztes“, sagt er. Und ihn herbeizuführen? Er richtet sich auf: „Es gibt Fälle, in denen das nicht nur gerechtfertigt, sondern geboten ist.“

Es sind Einzelfälle, wohl nur einer unter tausend Schwerstkranken will sich trotz optimaler Versorgung und trotz voller psychischer Gesundheit umbringen, aber de Ridder hat sich immer für die Einzel- und Grenzfälle interessiert: Zu Anfang seiner Karriere hat er mit Drogenkranken gearbeitet, später ist er 15 Jahre lang

Rettungswagen gefahren. Keiner muss ihm mehr sagen, was er an der Grenze von Leben und Tod für den Körper tun kann. „Aber was können wir für den Menschen tun?“, fragt er. Das treibt ihn um.

Da war zum Beispiel dieser Patient mit dem blutenden Rachentumor, seinen Körper hätten sie noch am Leben halten können. Doch was hätte das für den Menschen bedeutet, dessen Erstickungsanfall sich nicht einmal mehr mit Morphin und Psychopharmaka beherrschen ließ? „Soll ich so einem Mann sagen, der förmlich fleht, sein Leiden verkürzen zu dürfen: Die Ärztekammer findet das unethisch und ein paar Tage müssen noch drin sein?“, fragt de Ridder. Oder was hätte er der Patientin, die er in seinem Buch beschrieb, sagen sollen? Nach einem Unfall gelähmt, nannte sie ihr Leben eine „Folter“ und bat um Hilfe, sollte sie diese Folter einmal nicht mehr ertragen können. Sie hat diese Hilfe bis heute nicht eingefordert, denn „ihr hilft schon das Wissen, am Leben zu sein, weil sie es will und nicht, weil andere sie dazu zwingen“, sagt Michael de Ridder.

„Bis jemand zugelassen wird zur letzten Hilfe durch Dritte, muss er seinen Stolz und seine Würde der Selbstbestimmung schon fast verloren haben“, ergänzt er dann. Aber nicht frei, sondern abgelesen von einem Zettel, der auf seinem Schreibtisch liegt. Es ist ein Aufsatz aus der Zeitschrift *Merkur*, verfasst 2004 von Claus Koch. Da war er schon ein schwer kranker Mann. „Ich habe ihn immer wissen lassen: Ich bin in deinem Sinne für dich da“, sagt Michael de Ridder.

In ihrem Wohnzimmer in Wilmersdorf springt Anne Morneweg unvermittelt auf und kommt mit einer Pelzmütze zurück. Sie nestelt am Futter herum, und beiläufig sagt sie: „Wir hatten beide oft den Tod vor Augen.“ Bei ihr wurde mit 48 Brustkrebs diagnostiziert. Bei ihm wurde mit 41 chronische Herzschwäche festgestellt, später Hautkrebs, dann ein schwerer Leberschaden. Spätestens damit war klar, dass er nur noch ein paar Monate zu leben hatte. Doch eine Palliativbehandlung lehnte Claus Koch ab. „Für ihn wäre das der Tausch von Freiheit gegen Bewusstlosigkeit gewesen“, sagt Anne Morneweg, und dann, triumphierend: „Voilà!“ Endlich hat sie aus dem Pelz gelöst, was die ganze Zeit klemmte. Sie hält eine Brosche in der Hand, ein Erbstück, darauf drei Soldaten und drei Worte: furchtlos, treu, beharrlich. „Das war unser Motto“, sagt sie, „so haben wir gelebt.“ So ist Claus Koch auch gestorben.

Er war schon stark geschwächt, als er im Sommer vergangenen Jahres auf einer Treppe stolperte. Er hatte immer gewusst, dass jeder Sturz für ihn im freien Fall enden könnte – und nun fiel er, immer tiefer, bis ihm seine Frau beim Aufstehen helfen musste, beim Waschen, bei allem. Plötzlich überkamen ihn umnachtete Momente, er stammelte: „Abwerfen. Mehr Helligkeit. Mehr Freiheit“, dann war er wieder klar. Da rief er sie eines Tages zu sich. Es war der 26. Oktober.

Ob sie keine Angst hatte vor dem, was dann kam? Anne Morneweg schüttelt den Kopf, und doch fehlen ihr kurz die Worte, die deutschen jedenfalls. „C'était une mort annoncée“, sagt sie, ein angekündigter Tod. Sie waren vorbereitet, sie wussten, dass Michael de Ridder für sie da war. Er hatte alles erklärt: Wann Claus Koch mit dem Essen aufhören sollte; wie er ohne Qualen das Trinken einstellen und das Durstgefühl bekämpfen könnte; welche Medikamente er absetzen und welche er nehmen sollte; was für Lösungen er brauchte, um das Zahnfleisch zu behandeln; wie das Spray mit dem künstlichen Speichel anzuwenden war. „Ich habe nie daran gezweifelt, dass wir es können“, sagt Anne Morneweg. Claus Koch zweifelte auch

nicht. Manchmal schrie er in den nächsten Tagen, wurde unruhig, hielt poetische, aber unzusammenhängende Reden. Rief „Durst“, aber nie nach etwas zu trinken oder zu essen, nur nach Büchern, die er dann doch nicht las. „Er war satt“, sagt Anne Morneweg, lebenssatt.

Am achten Tag, sie hatten gerade sein Bett frisch bezogen, wollte er noch kurz aus dem Fenster schauen, auf der anderen Seite des Hofes leuchteten die Scheiben im Dunkeln. „Wie ein Adventskalender“, sagte seine Tochter, die ihn gemeinsam mit Anne Morneweg stützte. „Das ist ja wohl ein Witz“, antwortete ihr Vater. Sie haben nie erfahren, ob er die Tradition meinte, die er immer abgelehnt hatte, oder den Tod, dem er in diesem Moment begegnete.

Claus Koch hat einmal geschrieben, man müsse dem Tod mit Haltung begegnen. Er ist im Stehen gestorben.